



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Malling, Mathilda: Die kleine Marica und ihr Gemahl : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

brach in der Nacht aus, und die aus dem Schlaf aufgeschreckten Bewohner — das Haus war voller Gäste — retteten nur das nackte Leben.

Wie manche unvergeßlich schöne Nacht haben wir in diesen Räumen verlebt, auf die Balustrade des hohen Balkons gelehnt, das Auge versenkend in das ewig wechselnde und doch seit Jahrtausenden unveränderte Spiel des wirbelnden Chaos in der Tiefe! Wir haben es gesehen im stillen Zauber der hellen nordischen Frühlingsnächte, in mondbeglänzter, duftschwüler Spätsommernacht und im starren Winterfrost, der Land und Meer in eisige Fesseln schlug — doch die wilden Wassergeister des Smatra trieben hohnlachend ihr altes Spiel, im tollen Reigen wetteifernd mit den Schneestürmen, die über ihn dahinbrausten.

Von zauberhafter Schönheit war eine Winternacht, die wir vor einer Reihe von Jahren am Smatra zubrachten. Wir hatten damals einen besonders schneereichen Winter und anhaltenden klingenden Frost. Monatelang war die Temperatur nicht unter zehn Grad Réaumur gesunken, sodaß die auf den Wäldern lastenden Schneemassen durch Auftauen vermindert worden waren. Der aufstäubende Wassergischt hatte an die vom Strom unterspülten Granitplatten Kristallfäden angehängt, denen der niederfallende, durch den unausgesetzten Sprühregen der strudelnden Wirbel sofort wieder kristallisierte Schnee eine feste Decke gegeben hatte, und so sah man die Stromschnellen von phantastischen Eiszschirmen überspannt, von denen unzählige glitzernde Tropfsteingebilde herniederhingen. Die Büsche und die jungen Bäume im angrenzenden Walde, durch die Schneelast gebeugt und von herübergewehem Wasserdunst überglast, hatten die abenteuerlichsten Gestalten angenommen, sodaß uns in dem strahlenden elektrischen Licht, das allabendlich die Stromschnellen mit Tageshelle übergießt, die Täuschung überzeugend vorpiegelte, als dehne sich ein unendlicher Friedhof unter dem Dunkel der hohen Waldbäume aus, mit marmornen Gestalten, trauer gebeugten Frauen und Genien des Todes. Und während wir traumverloren in der eisigen Winternacht standen und in den phantastischen Spuk starren, begann es zu schneien in großen Flocken, die im Bereich des elektrischen Scheinwerfers wie diamantne Sterne funkelnd in der von keinem Luftzug bewegten Atmosphäre lautlos zur Erde niederschwebten — ein Anblick von so übernatürlicher, feenhafter Schönheit, wie wir ihn nie zuvor und niemals wieder gesehen haben.

(Schluß folgt)



Die kleine Marica und ihr Gemahl

Von Mathilda Malling

(Schluß)

7

Briséis n'a eu de prétention ni à la vertu sévère, ni à l'économie outrée . . . Elle a souri des propos de l'envie et a continué le système paisible de ses plaisirs . . .

Aus einer alten Schrift aus dem Jahre 1790 über die Herzogin Marie Hedwig von Bouillon



Alle fanden, daß es ein großer Jammer um die kleine Marquise von El Wiso war, und alle wollten sie so gern trösten.

Wir müssen sie mit etwas zerstreuen, sagte die Fürstin von Starhemberg zu ihrer Schwester. Sie kann es wahrhaftig nicht aushalten, den ganzen Tag auf einem Betschemel auf den Knien zu liegen, die arme Kleine!

Und in ihrer Herzensgüte machte sie den Vorschlag, Marica zu sich nach Les Délices hinauszunehmen und zu versuchen, sie mit ein wenig Komödienspiel auf-

zuheitern, während man auf Santa Cruz wartete. Nichts konnte passender sein, und etwas Zerstreuung mußte der Mensch haben! Eine kleine Komödie ganz en famille — eine kleine diskrete Komödie mit fünf, sechs Rollen und zehn, zwölf von den allernächsten Bekannten, die der Vorstellung beiwohnten. Ja, was meinte Bruder Emanuel dazu?

Bruder Emanuel meinte dasselbe wie Schwester Starhemberg: es war ein Jammer um Marica. Und er glaubte nicht, daß der arme Frasquito sie weiter entbehren würde.

Aber die Herzogin von Infantado ließ sich nicht überreden. Sie fand es mehr als sonderbar, daß die Leute hier in Paris nicht ohne Komödienpiel leben konnten. Kinder in der Wiege wurden zu Komödianten erzogen.

Meine Liebe, sagte ihre weltgewandte Schwester überlegen, ohne Talent für die Bühne kann eine Frau heutzutage gar nicht daran denken, in der feinen Welt Glück zu machen. Komödie spielen und Couplets singen können ist ebenso notwendig wie tanzen und konversieren können. Die Prinzessinnen von Geblüt und Ihre Majestät die Königin selber treten mit Vergnügen auf . . . Marica kommt nur zu wenig in das Gesellschaftsleben hinaus.

Sie kann warten, sagte Doña Maria Anna kurz.

Nicht zu lange, meine Liebe! Nicht zu lange! Sonst verliert sie ihr Nachahmungstalent. Und außerdem —

Sie sah die Schwester sinnend an und fügte langsam, ganz offen — denn sie waren ja allein — hinzu: Es würde auch durchaus nicht unpraktisch sein — unter den obwaltenden Umständen, meine ich . . . wenn — wenn man sich so allmählich nach einer passenden Alliance umsähe . . .

Maria Francisca, meine Liebe! unterbrach sie die Herzogin von Infantado streng. Ich muß dich doch bitten, ein — ein klein wenig Rücksicht auf unsre Gefühle zu nehmen.

Frau von Starhemberg bereute schon, daß sie laut gedacht hatte. Sie versicherte ihrer Schwester sofort heilig und teuer, daß sie wahrhaftig ebenso innig wie sie hoffe, daß sich der arme Frasquito erholen möchte . . .

Aber wenn man selber keine Tochter hat, sagte sie mit einem Seufzer und entschuldigend . . .

Du hast keinen Begriff davon, welches Interesse ich für unsre kleine Marica hege. Ich bete natürlich Frasquito an, er ist wirklich so interessant — aber sie ist ja doch unser eignes Fleisch und Blut . . . Sie schwieg ein wenig und sagte dann resolut in einem andern Ton und mit einem vielfagenden, fast vorwurfsvollen Blick auf die Schwester: Es ist auch nicht gut für sie, jetzt in der Sommerwärme — und in ihrem Alter — beständig bei einem kranken Manne herumzuführen.

Sie sieht ihn fast nie, entgegnete die Herzogin von Infantado verstimmt. Im innersten Innern machte sie sich selbst bittere Vorwürfe, daß sie von ihrer Tochter nicht verlangte, sie solle sich ihrem kranken Manne etwas mehr widmen. Aber sie konnte es nicht übers Herz bringen, das Kind seiner gewöhnlichen Vergnügungen und Beschäftigungen zu berauben.

Die Ärzte grübelten noch immer unwissend und verwirrt über die Krankheit des jungen Marquis, die sich hauptsächlich als langsam schleichendes Fieber, eine Art Malaria äußerte. Der berühmte Doktor Bourard war jetzt auch zugegen — er hatte nichts weiter zu bemerken, als daß er in jeder Richtung mit seinen geehrten Kollegen einverstanden sei: es wäre die schwarze Krankheit Melancholie. Das Blut des jungen Mannes sei durch Kummer über das Leben selbst vergiftet: niemand könne ihm helfen außer — vielleicht — der Himmel.

Und auf den Himmel setzten der Herzog und die Herzogin von Infantado jetzt ihr einziges Vertrauen. Sie schenkten den Kirchen in Spanien und in Frankreich Wachskerzen zu Tausenden, sie ließen Messen zu Hunderten lesen, sie opferten

an allen Reliquienschreinen und allen wundertätigen Madonnenbildern. Jeden Morgen, wenn die Sonne aufging, ließ die Herzogin eine Messe in der kleinen Kapelle im Kloster der Feuillanten lesen, die sie zu besuchen pflegte; ihre Tochter, Donna Maria Leopoldina, fastete und las Gebete, bis es alles in ihrem Kopfe zu einem Wirrwarr wurde, und sie kein Wort mehr von dem verstand, was sie sagte. Und eines schönen Morgens fiel sie beim Rosenkranzabbeten pardauz, mit der Stirn auf den steinernen Fußboden schlagend — zum erstenmal in ihrem Leben ohnmächtig.

Da fand die Fürstin von Starhemberg doch, daß es für einen verständigen Menschen an der Zeit sein könnte, sich ins Mittel zu legen. Die fromme Herzogin fing auch selber an, ein wenig bedenklich zu werden. Freilich weigerte sie sich noch immer, Marica nach Les Délices zu senden, aber das junge Mädchen wurde nicht mehr mitten in der Nacht geweckt, daß sie bei Sonnenaufgang die Messe besuche. Statt dessen sprach ihre gewissenhafte Mutter die Gebete zweimal.

Der Oheim Emanuel ließ es sich angelegen sein, sie auf seinen Ausflügen in die Umgegend von Paris mitzunehmen. Von ihm und Mademoiselle Leonie eskortiert konnte die kleine Marquise jetzt endlich ihre Sehnsucht nach der „Straße und dem Landwege“ befriedigen; täglich machte sie weite Ausflüge zu Wagen und zu Pferde und bekam viel zu sehen, was sie bisher noch nicht gesehen hatte.

In dieser Zeit nahm Salm sie oft mit zu seiner Freundin Madame de Bouillon. Ihr Gatte, der alte Herzog, hielt sich größtenteils auf seinen Gütern in Flandern auf, und die Herzogin Maria Hedwig wohnte allein in ihrem großen Palais am Malaquais-Quai. Sie war gleichmütig, liebenswürdig, gastfrei und so vollkommen wohlgezogen, daß Maria niemals — obwohl sie darüber nachzudenken pflegte — Klarheit erlangen konnte, ob sie sich über ihren Besuch mit Manolito zusammen freue, oder ob sie es lieber gesehen hätte, wenn er allein gekommen wäre.

So saßen sie also, diese drei — der Prinz von Salm und seine liebe Freundin, die kleine Marquise von El Bisó zwischen sich — an den langen, warmen Julivormittagen in dem Boudoir der Herzogin und spielten Karten oder plauderten oder belustigten sich mit dem, was ihnen gerade einfiel. Oft kamen auch noch andre Gäste, und während sie sich an Kaffee und Schnupstabał delectierten, Szenen aus Theaterstücken probierten und die neuesten Wize zum besten gaben, schwatzten sie über alles zwischen Himmel und Erde: über die Niederkunft der Königin, über Voltaires Gesundheit, über den Krieg in Amerika, über das, was der englische Gesandte Lord Stormont sagte, und was die Kaiserin Katharina oder der König von Preußen meinten. Sie sprachen immer interessant, klar und gewandt über alle Themata, auf die die Rede kam, und Marica, die neugierig und altklug dasaß und zuhörte, befand sich allmählich sehr wohl in dieser Atmosphäre gleichgiltiger und fieberhafter Neugierströmerei, Weltlichkeit und Verfeinerung.

Über das zu grübeln, worüber der Oheim und Maria Hedwig sprachen, wenn sie allein waren, hatte sie nach Verlauf von ein paar Wochen fast vollständig aufgegeben. Sie war jetzt weltgewandter geworden, und mit einer gewissen Resignation acceptierte sie — so wie sie es alle andern tun sah — das Verhältnis zwischen der Herzogin und ihrem lieben Manolito. Sie konnte das um so leichter tun, als sie die Herzogin mehr und mehr als eine große, sehr sinnreich eingerichtete Puppe zu betrachten lernte. Sie war immer so blauäugig, porzellanartig, lächelnd und glich sich selber in dem Maße von einem Tage zum andern, daß die unberechenbare und spekulative kleine Marica sie sich nie recht ernsthaft oder von irgend etwas tief ergriffen vorstellen konnte — so wie zum Beispiel Mama es sein konnte. Die Fürstin von Starhemberg, die ihre Freundin bewunderte, sagte von ihr, sie sei „das Ideal einer Dame von Welt.“

Aber eines Tages sah Marica etwas, was sie so betrübt machte, daß sie es gar nicht wieder vergessen konnte. Und doch — und das war das Sonderbarste

bei der ganzen Sache — schloß sie sich seit diesem Tage viel wärmer und inniger an Maria Hedwig an.

Es war ein drückend warmer Tag zu Ende Juli, als sie wie gewöhnlich mit Manolito einen Besuch bei der Herzogin machte. Es waren keine andern Gäste da, und Marica ging sehr bald in den Garten. Es war ihr später, als sie genauer darüber nachdachte, als habe sie jemand aufgefordert, das zu tun, aber auf eine so feine Weise, daß sie selber es nicht gemerkt, sondern es ganz freiwillig getan hatte. Während sie da draußen umherging und die künstlich zusammengeflochtne Rosenpyramide bewunderte, die jetzt in Blüte stand, fing es plötzlich an sehr heftig zu donnern. Die Sonne schien noch, aber große Regentropfen begannen auf die weißen Marmorstufen zu fallen, als sie, die Röcke unterm Arm, so schnell sie konnte, die Treppe hinaufstief. Als sie in den Salon kam, sah sie die Herzogin auf den Knien an der Erde liegen, mit gefalteten Händen, den Kopf an Salm's Knie gelehnt.

Sie fürchtet sich vor dem Gewitter, sagte Salm ganz unbefangen und begegnete Maricas starrem, erstauntem und vorwurfsvollem Blick, während er leise, gleichsam beruhigend seiner Freundin über das Haar strich.

Die Herzogin von Bouillon sah auf. Ihre großen Augen standen voll Tränen, und die rote Schminke war über das Gesicht verwischt, sodaß sie einem rotgefleckten Rüden glich. Aber so lieb wie in diesem Augenblick war sie noch nie gewesen, fand Doña Marica.

Ein Blitzstrahl erhellte plötzlich das Zimmer, und gleich darauf kam das Donnergetöse. Die Herzogin stieß einen durchdringenden Schrei aus und hielt wieder die Hände vor die Augen.

Marica fürchtete sich nicht vor dem Donner. Sie saß ganz still auf dem Rande ihres Stuhls und sah verwundert und verbittert zu, wie Salm die Herzogin tröstete und liebkoste.

Ist sie wirklich so bange? flüsterte die kleine Marquise halb mitleidig, aber doch mit einer gewissen Geringschätzung.

Cécile ist nicht zuhause, antwortete Salm erklärend. Sie hat Erlaubnis erhalten, ein wenig im Tuileriengarten spazieren zu gehn.

Cécile, Mademoiselle de la Tour d'Auvergne war die einzige Tochter des Herzogspaars. Sie war jetzt fünf Jahre alt, und wenn Besuch da war, erhielt sie zuweilen Erlaubnis, mit ihrer Gouvernante in den Garten hinunter zu gehn. Oft hatte Doña Marica sie dort jedoch nicht gesehen.

Am Tage nach dem Gewitter machte die Herzogin den Vorschlag — sie tat das ganz unbefangen und natürlich, ohne mit einem Worte des gestrigen Tages zu erwähnen —, daß Marica mit ihr zu der kleinen Cécile hinauf kommen solle. Sie nahm es natürlich dankend an, und sie gingen zusammen die Treppe hinauf.

Das Zimmer, wo die Kleine mit ihrer Gouvernante saß, glich dem Boudoir einer erwachsenen Dame — dort waren viele hohe Spiegel an den Wänden, und die Felder dazwischen waren mit mythologischen Bildern in klaren, hellen Farben ausgefüllt: Ceres von Hirtninnen umgeben auf einer lenzgrünen Wiese, Hebe und ihre Nymphen, den Tisch der Götter deckend usw. Als die Tür sich aufthat, war die Gouvernante gerade beschäftigt, ihrer Schülerin eine Geographiestunde an der Hand kleiner gemalter Bilder zu geben, unter denen man die Peterskirche in Rom, Schönbrunn, das neue Sanssouci, die Eremitage vor Petersburg und viele andre lehrreiche Dinge sah. Beide erhoben sich sogleich, als die Herzogin mit der Marquise von El Biso eintrat.

Es war äußerst selten, daß die Herzogin von Bouillon Zeit hatte, ihre Tochter auf ihrem Zimmer zu besuchen — auch war das in Frankreich in der feinen Welt nicht Sitte und Gebrauch. Das kleine Mädchen kam jeden Morgen herein und küßte ihre Mutter auf dem Bett bei ihrem Wever — später am Tage sah sie sie nur selten. Die Gouvernante und die Kammerjungfern nahmen sich ihrer an — im übrigen mußte sie für sich selber sorgen, so gut sie konnte.

Mademoiselle de la Tour d'Auvergne war sehr blond und sehr kokett in ein Kostüm gekleidet, das ihrem Aussehen entsprach. Durch eine große, mit Blumensträußen gestickte Tüllschürze sah man ihr langes blaueidnes Kleid, das über kleine Panters gerade auf die Füße herabfiel. Auf dem Kopf über dem blonden Haar trug sie eine prunklose Florhaube mit einem Tollenstreifen eingefaßt und unter dem Kinn zusammengebunden.

Als sie von ihrem Stuhl aufstand, griff sie mit zwei Fingerspitzen in die beiden Seiten ihres langen Kleides und verneigte sich tief vor Doña Marica und ihrer Mutter. Aber dann wußte sie nicht mehr, was sie tun sollte, und in ungekünstelt kindlicher Verlegenheit steckte sie — ganz wie ein andres Kind — den Zeigefinger in den Mund.

Sie ist entzückend! sagte Marica beschützend und zuvorkommend. Das pflegten die meisten Erwachsenen von ihr selbst zu sagen, wenn sie ihnen vorgestellt wurde, und das kam ihr nun so natürlich über die Lippen.

Nur zu blond! sagte die Mutter kritisch, während ihre Augen zärtlich dem Kinde folgten. Und dann, fürchte ich, hat sie Anlage, ungeschickt zu werden.

Sie untersuchte das Kleid des kleinen Mädchens und gab Befehl, daß das Schnürleibchen fester zusammengezogen werden solle.

Wenn Sie nicht alles tun, das zu verhindern, sagte sie vorwurfsvoll, fast heftig zu der Gouvernante, wird Mademoiselle de la Tour d'Auvergne, wenn sie fünfzehn Jahre alt ist, einer flämischen Kuh gleichen.

Dann wurde Fräulein Cécile von ihrer Mutter aufgefordert, eine Probe ihrer Fertigkeiten zu geben. Sie las allerliebste eine Fabel in Versen vor und erklärte einen „Witz“ über „das wahre Verdienst.“ Die Herzogin war ganz zufrieden mit der geistigen Entwicklung ihrer Tochter.

Als die Kleine geendet hatte, verneigte sie sich wie eine Schauspielerin, die ihrem Publikum dankt. Und während sich die Mutter noch eifrig mit der Gouvernante unterhielt, ging die kleine Cécile verlegen hin und nahm Marica bei der Hand.

Willst du meine Puppe sehen? fragte sie mit natürlicher Kinderstimme — sie lächelte ein wenig — und sah mit ihren klaren, hyazinthblauen Augen, die ganz denen der Mutter glichen, dem fremden jungen Mädchen ins Gesicht.

Die Marquise von El Biso vergaß, sich verletzt zu fühlen, daß sie fast wie eine Gleichaltrige behandelt wurde. Sie nahm wohlwollend die kleine Fünfjährige bei der Hand, und sie gingen zu den Puppen, die in einem Wandschrank mit Spiegelglas am andern Ende des Zimmers aufbewahrt wurden.

Die erwähnte Puppe sah schrecklich aus. Sie war mit Florlappen umwunden und hatte nur ein Auge.

Haßt du keine bessere? fragte Marica mit unverhohlener Geringschätzung.

Doch — aber Mimi habe ich am längsten gehabt. Sie sah zu dem großen Mädchen auf und sagte dann überzeugend: Es macht gar nichts, daß sie nur ein Auge hat, denn sie glaubt selbst, daß sie zwei hat.

Die verkrüppelte Puppe hatte ihr eignes Spielzeug, womit sie sich in ihrer Abgeschlossenheit hinter den Spiegelglastüren trösten sollte: ungleiche Schachfiguren, Porzellanscherben, runde Steine und all dergleichen, was ein Kind findet und in die Tasche steckt; das feinste aber war ein großes Prisma, das zu einem Kronleuchter gehört hatte.

Sieh! sagte Mademoiselle de la Tour d'Auvergne und hielt entzückt das Stück Glas gegen das Tageslicht, sodaß sich dieses in allen Regenbogenfarben darin brach. Das ist ein Stück von der Sonne, das ich selbst hinter der Ausfahrt gefunden habe. Und sie fügte geheimnisvoll und vergnügt hinzu: Wenn Mimi das da drinnen bei sich hat, kann es nie dunkel im Schrank werden.

Sie sah ein wenig unsicher, aber doch nativ überzeugend zu Marica auf mit ihren klaren, vertrauensvollen Augen, die unter dem flachgelben Haar blinzelten, das in natürlichen Locken unter dem Tollenstreifen der strammgebundenen Florhaube

herausfiel. Eine plötzliche Zärtlichkeit schoß wie eine warme Flamme in dem jungen Mädchen auf — sie beugte sich schnell, fast verwirrt nieder und küßte die kleine Cécile auf den Mund.

Du sollst eine Puppe von mir haben, sagte sie schnell, aber in einem Ton, als lege sie ein heiliges Gelübde ab. Und um den Wert der Gabe noch zu erhöhen, fügte sie lockend hinzu: Sie soll eine Schleppe haben und richtige Paniers, und Monsieur Léonard soll ihr eine Perücke machen.

Cécile strahlte vor Dankbarkeit, aber sie bemühte sich natürlich gleich, ihre Wohltäterin zu übertrumpfen.

Wenn ich nur dazu kommen kann, will ich hinter der Ausfahrt nachsehen, ob ich nicht auch für dich ein Stück Sonne finden kann. Man kann es auch an sein Halsband hängen oder es ins Haar stecken . . . Und da sie fand, daß Doña Marica immer noch nicht so ausfah, als lege sie hinreichenden Wert auf ihre Freigebigkeit, fügte sie sehr bestimmt mit einem selbstbewußten Kopfnicken hinzu: Das ist das allerbeste, was man bekommen kann.

Namentlich wenn man in einem Schrank sitzt, sagte die Herzogin von Vouillon, indem sie sich lachend umwandte. Die Kleine war beleidigt, wurde dunkelrot und schlug die Augen nieder.

Auf dem Heimwege dachte Marica zum erstenmal daran, daß es doch schrecklich amüsant sein müsse, ein kleines Kind zu haben — noch kleiner als Mademoiselle de la Tour d'Auvergne. Ein kleines Kind, das man selbst an- und auskleiden, das man küssen und mit dem man spielen konnte.

Jetzt kann ich begreifen, sagte sie zu sich, daß die Maler die Madonna niemals allein malen. Wenn man denkt, wie leer es sein müßte, wenn sie so aufrecht dastünde ohne das Kind!

Sie fand plötzlich, daß es ein großer Jammer war, daß Frasquito sterben sollte, ehe sie ein kleines Kind bekommen konnten, am liebsten ein kleines Mädchen . . .

Doña Maria de Silva, phantasierte sie vor sich hin, während die Equipage die staubige Straße entlang schaukelte. Es gibt keinen Namen, der besser ist als der der Madonna . . . Ich würde sie weiß kleiden mit Goldspitzen. Denn sie würde ja natürlich dunkel . . . Sie seufzte und dachte mit einigem Neid an Céciles blondes Haar, das ihrem eben erwachten mütterlichen Instinkt so merkwürdig zugesagt hatte.

— — Oder Don Francisco de Silva — denn wenn es ein Junge würde, müßte er wohl heißen wie Frasquito. Etwas andres würde ja nicht passend sein . . . unter diesen Umständen . . .

Sie war jedenfalls froh, daß sie mit einem Spanier verheiratet war. Alle diese französischen Titel! — sie gab nicht einen Deut dafür. Sie waren alle miteinander keine Priße Tabak wert neben denen der alten Granden . . .

Als Marica nach Hause kam, hatte sie sich völlig in ihr künftiges Leben als Marquise von El Biso hineingelebt. Sie saß mit halb geschlossenen Augen da, den Kopf an die Wagenpolster gelehnt — mit Mademoiselle Léonie hatte sie noch kein Wort gewechselt —, und malte sich lange, lange Szenen aus — Unterhaltungen mit Frasquito und mit ihnen allen, edle und erhabne Dinge, die sie sagen wollte . . . und sie wurde immer gerührter über sich, wenn sie daran dachte, wie aufopfernd sie, das Bild eines andern im Herzen, ihren armen todkranken Gemahl pflegen wollte.

Als sie auf den Hof des Palais einbogen, sah sie durch das Fenster einen großen Reisewagen.

Doña Marica, sagte der alte Hofmeister, der herauskam und sie in Empfang nahm, in fast weinerlichem Ton. Die Herrschaften haben lange auf die Frau Marquise gewartet. Der Marquis von Santa Cruz ist angekommen.

8

Don José de Silva, Marquis von Santa Cruz, war kein alter Mann, kaum fünfundvierzig Jahre alt. Er war klein von Wuchs, kleiner als sein Sohn, be-

nahm sich aber sehr steif und mit fast erdrückender Würde. Das Haar war schon stark ergraut und außerdem so gepudert, daß es sich von dem braunen Teint ganz freideweiß abhob und in scharfem Gegensatz zu den schwarzen Augenbrauen über den dunkelbraunen, klaren und warmen Augen stand. Er saß an dem Bett seines Sohnes und erhob sich, als seine kleine Schwiegertochter, die sich in ihrer Überraschung ungewöhnlich steif und edig hielt, an der Hand ihrer Mutter in das Zimmer trat.

Armes kleines Kind! — — Meine arme kleine Frasquita! — Nach seinem Sohn nannte er seine Schwiegertochter oft so. Er faßte sie um den Kopf und küßte sie väterlich auf beide Wangen. Die Herzogin von Infantado schluchzte — teils aus Rührung, teils aus Angst und mit einem plötzlich stehenden Gefühl der Eifersucht: es erschien ihr in diesem Augenblick, als ob Santa Cruz, indem er sich Marica näherte, sich im Namen seines todkranken Sohnes ihrer Tochter bemächtigte.

Marica fiel auf die Knie neben dem Bett ihres Gemahls — sie wußte nicht bestimmt, weshalb sie das tat, aber es war ihr, als sei dies das einzige, was sie in diesem Augenblick tun könne. Frasquito saß da, einen ganzen Berg großer, garnierter Kissen hinter sich aufgestapelt. Gegen all dieses Weiß sah sein Kopf noch schmaler, dunkler und bleicher aus als sonst.

Fühlst du dich schlechter? fragte sie leise. Denn sonst war er am Tage immer auf.

Unser lieber Marquis konnte die Gemütsbewegung nicht gut vertragen, flüsterte Biera. Er stand am Fußende des Bettes und sah liebevoll und mitleidig auf den jungen Mann hinab. Er war in Santa Cruzens Haus gewesen, seit Francisco ein kleines Kind war, und er hatte ihn die Buchstaben gelehrt.

Laß dich einmal ordentlich ansehen, meine Tochter — Santa Cruz nahm Maricas beide Hände und hielt sie von sich ab. Er wandte sich appellierend an die Herzogin von Infantado.

Die soll nicht erwachsen sein! sagte er.

Doña Maria Anna kniff nur die Lippen zusammen und antwortete nicht. Santa Cruz hatte schon — und zwar mit großer Bestimmtheit — Gelegenheit gefunden, auszusprechen, daß er, wenn er nun den Sohn, dessen leidenschaftlichem Wunsche gemäß, nach Spanien zurückführte, auch seine Schwiegertochter dorthin mitnehmen wolle. Die Mutter hatte ihm mit dem tiefsten Unwillen und geheimer Angst zugehört, sie hatte gar nicht daran gedacht, daß jemand dies wollen könne! — und sie hatte sich fest vorgenommen, ihre Tochter niemals auszuliefern ohne ausdrücklichen Befehl von deren Vater, der sich zur Zeit in Madrid aufhielt. Wohl hatte sie Frasquito sehr lieb — wenigstens bildete sie sich das ein —, aber was war er im Vergleich zu Marica! Ihre Tochter, ihre frische, strahlende, kaum erwachsene Tochter zu der verzweifelten Umarmung dieses schwermütigen, kranken Menschen zu verdammen! Sie für immer auf Gnade oder Ungnade Fremden zu übergeben — Männern; denn Santa Cruz war Witwer, und Don Pedro de Silva, sein Bruder, war unvermählt. Nein — nie im Leben wollte sie das tun. So etwas konnten andre Mütter tun, weltliche Mütter. Aber sie, die nur gelebt hatte, um ihrem Gott zu dienen, ihre Kinder zu lieben und ihrem Gatten zu gehorchen — sie tat das nicht!

Frasquito sah seinen Vater an, sah Doña Maria Anna an, und er begriff. Halb bitter, halb gleichgiltig sagte er mit seiner klanglosen Stimme und mit der Offenheit, die ihm angeboren war, und die seine Krankheit, wegen deren man ihm alles verzieh, noch mehr ausgebildet hatte: Marica soll nicht mit uns nach Spanien gehn. Er fügte langsam, halb befehlend und mit einem Ausdruck völliger Offenherzigkeit hinzu: Ich sehe am liebsten, daß sie hier bleibt.

Obwohl sich die Herzogin von Infantado erleichtert und befriedigt fühlte, als sie Frasquito so unvermutet auf ihrer Seite sah, war sie doch in der Seele ihrer

Tochter verlegt. Er hätte das auf andre Weise sagen können — es ritterlich und fein zu erkennen geben können, daß es für ihn ein großes und schmerzliches Opfer sei, wenn er so auf seine Braut Verzicht leistete.

Santa Cruz war erstaunt und sehr mißvergnügt.

Überlege dir genau, was du tuft, mein Sohn, sagte er und legte, wie um ihn zurückzuhalten, die Hand auf Frasquitos Schulter. Du tuft dir selber ein Unrecht an. Mariquita kann dir vielleicht zum Leben verhelfen. . .

Niemand mit Ausnahme des Vaters hoffte eigentlich noch, daß sich der Kranke erholen würde. Mit ein Paar Augen, die sie gleichsam abwogen, wandte sich Santa Cruz an seine Schwiegertochter, die plötzlich, als sie seinen Blick auf ihrem Antlitz fühlte, tief erröthete.

Aber Frasquito antwortete nur: Ich will am liebsten allein nach El Biso zurückkehren.

Du solltest wenigstens deiner Gemahlin erlauben, dies selbst zu entscheiden! rief der Vater gereizt, ärgerlich über die Unhöflichkeit und die räthelhafte, unbeugsame Kälte seines Sohnes.

Der junge Mann antwortete nicht, und es folgte ein sekundenlanges drückendes und verlegnes Schweigen, bis Doña Maria Leopoldina scheu und leise das Wort ergriff:

Ich glaube, Frasquito hat Recht. Ich will lieber warten.

Die Herzogin von Infantado wandte sich um und sah ihre Tochter an. Es war der erste unerkennbare Beweis von wirklichem weiblichem Tact, den sie sie jemals hatte geben sehen. Es würde Maria, die so empfindsam war, sehr viel ähnlicher gesehen haben, sich verletzt zu fühlen und das zu zeigen.

Santa Cruz lächelte fein. Er zog seine Schnupftabakdose heraus, und indem er — als bereue er seine Heftigkeit von vorhin — sie höflich der Herzogin anbot, sagte er spöttisch: Sie ist ja wirklich eine kleine Dame geworden!

Marica lachte — halb stolz, halb verlegen über seinen Blick. Sie setzte sich auf den Rand des Bettes an Frasquitos Kopfende und legte freundlich, halb scheu ihre Hand auf die seine. Unbewußt erwies sie dem Kranken jetzt, wo sein Vater, der ihn liebte, da war, größere Zärtlichkeit.

Santa Cruz stand mit der Schnupftabakdose in der Hand da und sah auf sie nieder — sinnend, zärtlich, mit einem fast leidenschaftlichen Schmerz im Blick — auf ihr weiches Profil, ihre runde, etwas bleiche Wange, ihre braunen Augen und ihr braunes Haar. Biera folgte seinem Blick, und in seine Augen trat allmählich derselbe oder ein entsprechender Ausdruck. Er mußte daran denken, daß Salin, der eine Leidenschaft für Vergleiche hatte, einmal von seiner Schwwestertochter gesagt hatte, sie gleiche einer Kastanie — einer frischen, runden Kastanie, weiß und braun, die eben aus ihrer Schale geschlüpft sei.

Wir würden sie in Ehren gehalten haben wie eine Herrscherin, sagte der Marquis von Santa Cruz noch einmal vorwurfsvoll zu Maricas Mutter. Die einzige Dame in unsrer Familie! Und halb nachgebend, halb drohend fügte er hinzu: Ich will jetzt nicht weiter drängen, aber wenn ich nach Madrid komme, werde ich mit Infantado selber reden!

Die Herzogin schwieg. Sie wußte wohl, wer in ihrem Hause am meisten zu sagen hatte, und daß sie von Dona Maricas Vater kein Machtgebot zu gewärtigen hatte.

Der Marquis von El Biso hatte keine Ruhe, nachdem der Vater gekommen war. Es war, als vergifte ihn die Luft Frankreichs. Er bat und bettelte, er befahl fast, daß man ihn nach Hause führen solle.

Der Marquis von Santa Cruz blieb nur eine Woche in Paris. Zusammen mit Biera nahm er an einem Mittagessen bei dem spanischen Gesandten teil, besuchte Sigond de Lafond — um seine wissenschaftlichen Sympathien darzutun — und wohnte einer Theatervorstellung bei. Damit hatte er seine Pflicht der Stadt Paris gegenüber erfüllt und konnte wieder reisen.

In diesen Tagen war Marica mehr als sonst mit Frasquito zusammen, und es schien, als empfinde er allmählich eine gewisse Befriedigung, fast eine Freude, sie in seiner Nähe zu haben. Sie sprachen nicht viel miteinander. Er lag ausgestreckt auf seinem Bett oder auf seinem langen Sofa, und sie saß neben ihm in ihrem niedrigen Lehnstuhl mit einem Buch auf den Knien und las vor. Immer Schauspiele — von Molière, Corneille, Calderon oder Lope de Vega — Bücher, die Biera oder Cavanilles ihm in frühern Zeiten vorzulesen pflegten. Die Herzogin hatte sich in der letzten Zeit oft über diesen sonderbaren „weltlichen“ Geschmack bei Frasquito gewundert, und sie sprach zuweilen mit ihrem Bruder davon.

Laß ihn doch tun, was er will, sagte Prinz Emanuel, als die Schwester kam und sich beklagte. Das zerstreut ihn doch.

Er wollte es der gottesfürchtigen Doña Maria Anna nicht sagen, aber er selber konnte so gut verstehen, was Frasquito in den Theaterbüchern suchte: es war das Leben, das wogende, wechselnde, bunte Leben, nach dem er hier noch einmal griff — die Lust der Erde, die Weisheit und die Erfahrung der kämpfenden und sehnenenden Welt. Denn trotz der geheimnisvollen Krankheit, die ihn tötete, rastete in seiner zwanzigjährigen Seele ja noch der Jugend ewiger Hunger und Durst nach — nach — Manolito fand nicht einmal in seinen eignen Gedanken das richtige Wort; denn das Wort, das er suchte, war eine unaussprechliche Mischung von „Dasein“ und „Qual“ und „Wissen“ und „Zubel“ — ein Wort, das er selber nie gehört hatte, und das es noch in keiner Sprache gab. . . .

Er ballte die starken Hände, streckte sie hoch über den Kopf in die Höhe und seufzte.

Marica las gut vor — es machte auch ihr Vergnügen, und sie lachte laut, wenn eine amüsante Stelle kam. Da war auch vielerlei, worüber sie grübeln und später nachdenken konnte. Sie war geduldig und konnte oft mehrere Stunden ausharren — jetzt waren ja auch nur noch wenig Tage, und dann sollte der arme Frasquito reisen.

Santa Cruz saß da und sah die Schwiegertochter an der Seite des Sohnes an, bis ihm Tränen in die Augen traten. Er sprach oft ernsthaft unter vier Augen mit Doña Maria Anna über Maricas Reise — überzeugend und flehend. Sie saß mit niedergeschlagenen Augen und zusammengekniffnen Lippen da — unerbittlich. Schließlich gab er es auf, beschied sich und kaufte als Abschiedsgeschenk ein prachtvolles Perlenhalsband für seine Schwiegertochter.

Und dann kam endlich der Tag des Abschieds und der Trennung. Frasquito saß schon in dem eigens für ihn gekauften Reisewagen, und neben ihm saß seine kleine Gemahlin, die unter Eskorte ihres Oheims, des Prinzen Emanuel, und ihrer getreuen Kammerfrau ihren Mann bis Fontainebleau begleiten sollte. Die Herzogin von Infantado hatte nicht so viel Kräfte, daß sie ihnen hätte Gesellschaft leisten können. Jetzt, wo die Verantwortung für den kranken Schwiegersohn endlich von ihren Schultern genommen war, fühlte sie erst so recht, wie schwer sie sie bedrückt hatte. Durch Angst, Nachtwachen, Gebete und Fasten — vielleicht auch infolge von Gewissensbissen über das, was sie in ihrem innersten Herzen für unchristliche Härte und egoistische Liebe zu ihrem eignen Fleisch und Blut hielt — war sie jetzt an diesem letzten, schweren Tage so mitgenommen und überanstrengt, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte.

Lebt wohl! sagte Don Francisco und beugte sich noch einmal aus dem Wagen. Sein Blick verweilte bei seinen kleinen, muntern, lebhaften Schwägern, die zu beiden Seiten des Wagens standen, bei dem guten Cavanilles, der da stand und in sein großes Taschentuch weinte, und bei der blassen Doña Maria Anna, die in diesem Augenblick bestimmt wußte, daß sie sein Antlitz zum letztenmal sah. Der Pförtner und ein Diener schlugen die schweren eisernen Gitter auf. Draußen auf der Straße zog der Menschenstrom ununterbrochen vorüber — zu Wagen und zu Fuß. Ein Mann rief einmal über das andre sich überanstrengend mit lauter, verschriener

Stimme reife Pflaumen aus: zwei Sous für ein Viertel. . . Ein paar zerklumpte Kinder und neugierige Frauen stellten sich an dem Tor des Palais auf und guckten ungeniert in den Hof — wiesen auf die Reisenden in dem Wagen und sprachen laut über sie und über die stattlichen Postillone, die in den Farben des Hauses Silva schon auf den Pferden saßen.

Laß uns doch fahren, flüsterte Doña Marica leise ihrem Schwiegervater zu — unbehaglich und gequält.

Frasquito aber saß ganz unangefochten von alledem da und sah die Menschen mit seinen großen Augen an. Er sah aus, als wenn er plötzlich für jeden von ihnen Interesse erhalte, und er lächelte ein paarmal.

Die zwei schweren Reisewagen rumpelten durch die Straßen. Am Enferschlagbaum mußte man halten, während mit der Wache und den Zollbeamten parlamentiert wurde.

Wißt ihr noch, sagte der Kranke plötzlich, sich an Salm und an Marica wendend, wie wir vor einem Jahre hier durch den Schlagbaum in die Straßen von Paris einfuhren? Und dann fügte er hinzu: Das war am dreizehnten August. Jetzt ist es bald ein Jahr her.

Die Zeit vergeht schnell, sagte Salm freundlich und konventionell. Es war jetzt so schwer, über irgend etwas zu reden.

Er sprach mit Santa Cruz über sein altes Regiment — das Wallonenregiment Brabant —, über die Kameraden in Spanien und den Kriegsminister. Auch über den Hof und die vornehme Welt in Madrid — dieser war gestorben, jener hatte sich vermählt, einer hatte einen Sohn, ein anderer eine Tochter bekommen. . . .

Marica saß still da und gab sich Mühe, zuzuhören. Es quälte sie unbewußt, daß sie fortgesetzt über so ganz gleichgiltige und fernliegende Dinge sprach. Es war, als würde alles noch trauriger und hoffnungsloser, nur weil niemand darüber zu reden wagte.

Sie dachte daran, daß es jetzt sicher das letzte, das allerletzte mal sei, daß sie hier neben Frasquito sitze, und daß es doch beabsichtigt gewesen wäre, daß sie beide ein ganzes Leben zusammen leben sollten. Sie empfand wohl eine Art Befreiung bei dem Gedanken, daß es nun vorbei wäre, aber es tat ihr doch so weh, daran zu denken. Das Leben lag plötzlich wie offen und licht vor ihr — aber. . . so leer!

Als sie sich Fontainebleau näherten, und sie die Türme auf den Kirchen und dem großen Schloß sehen konnte, legte sie leise, ohne etwas zu sagen, ihre Hand in die Frasquitos. Er behielt sie und drückte sie fast leidenschaftlich in der seinen. Aber keines von beiden sagte ein Wort.

Draußen vor der Stadt bei einem kleinen Wirtshaus am Walde trennten sie sich. Doña Marica und der Prinz von Salm stiegen aus dem ersten Wagen, und Biera, der in dem zweiten gefahren war, der sie nach Paris zurückführen sollte, nahm ihren Platz ein.

Don Francisco bat um Erlaubnis, aus dem Wagen steigen zu dürfen. Es war schon ziemlich spät am Nachmittag, und das Sonnenlicht fiel schräg durch die großen Eichenstämme in dem uralten Walde.

Es schien, als hätten die Reise und die frische Luft dem Kranken gut getan. Vielleicht auch die Aussicht, bald nach Hause zu kommen. Seine Gesichtsfarbe war frischer, als sie seit langer Zeit gewesen war, und er stand sicher auf den Füßen.

Wer weiß, sagte Salm sanguinisch zu Biera, ob er sich nicht doch noch erholt!

Ja, wer weiß, murmelte der Priester. Die Wege des Herrn sind unerforschlich.

Es war jetzt an der Zeit, sich zu trennen. Der Prinz von Salm hatte dicke Tränen in den Augen, als er — nachdem er sich von Frasquito verabschiedet hatte — Santa Cruz und den Freund Biera umarmte.

Gott kann helfen! sagte der Vater mit zitternden Lippen, indem er — wie anrufend — zu dem in sonnigem Blau schimmernden Himmel empor sah.

Don Francisco selber war der ruhigste von ihnen allen. Er stand neben seiner jungen Braut und nahm sie nun in seine Arme. In einem krampfhaften Ausbruch, der Gewissensbisse, Schrecken, Zärtlichkeit und Angst in sich vereinte, schmiegte sie sich zum erstenmal in ihrem Leben fest an ihn.

Mariquita, sagte er leise. Kleine Marica — —

Er küßte sie auf die Lippen und auf die Stirn. Ihre Augen waren fast blind von Tränen.

Frasquito, sagte Santa Cruz. Es wird dunkel. Seine Stimme war fast vom Weinen erstickt.

Don Francisco hatte etwas von seiner alten aufrechten Haltung wiedergewonnen, als er seine Braut an den Wagen führte. Auf die Wagentür gestützt, faßte er ihre Hand und behielt sie in der seinen. Aber keins von beiden vermochte etwas zu sagen. Dann küßte er sie noch einmal auf die Hand.

Marquise von El Biso, sagte er leise mit einem so sonderbaren Tonfall, daß sie sich alle ihm zuwandten und ihn ansahen. Und auf einmal begriffen sie, daß es ihm in diesem Augenblick eine Quelle tiefer Befriedigung war, daß doch eine Frau seinen Namen getragen hatte und der Welt gegenüber fortfahren würde, ihn zu tragen, wenn er nicht mehr war.

Santa Cruz erhob den Kopf und winkte schweigend dem Kutscher und den Postillon. Er legte stützend den Arm um die Schultern seines Sohnes, und sie sahen beide lange der schwerfälligen Karosse nach, in der die kleine Marquise von El Biso saß und weinte.

* * *

Am 4. Januar 1779 verkündete La Gazeta den höchlich beklagten Verlust von Don Francisco de Silva y Bazan de la Cueva, Marquis von El Biso, der in seinem zweiundzwanzigsten Jahre in Valencia gestorben war: *delicia del mundo, gloria di su padre y esperanza de su nacion y de su siglo.*



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. In der Presse hat ein Aufsatz des Dr. Reule von Stradonitz einiges Aufsehen erregt, der in der Deutschen Juristenzeitung lebhaft für die Auslieferung Braunschweigs an das welfische Haus eingetreten ist. Die Vorschläge des Verfassers sind aber nicht neu, sondern seit vielen Jahren unzähligemal diskutiert worden. Er meint, es sei nichts weiter nötig, als daß der Herzog von Cumberland zugunsten seines Sohnes Georg Wilhelm „als Prätendent auf Hannover wie als Herzog von Braunschweig abdante.“ Prinz Georg Wilhelm solle dann für sich und seine Nachfolger feierlich und für alle Zeit auf Hannover verzichten, damit fielen die Erbbehinderung im Sinne des Bundesratsbeschlusses vom 2. Juli 1885 weg. Der Verzicht des Prinzen Georg Wilhelm sei „als eine völlig genügende Sicherheit für den Frieden und die Wohlfahrt des Reichs und die Interessen Preußens anzusehen.“

Die Zahl der Deutschen, die durch solche Argumente von der Unbedenklichkeit der welfischen Thronbesteigung zu überzeugen sind, dürfte im ganzen doch recht gering sein. Zunächst wird es wenig Leute geben, die an eine „Abdankung“ des Herzogs von Cumberland glauben. Wenn dieser seinem Hause durch einen solchen